

MEDIAPLAYER

Schneller als der Teufel

„Whitney“ ist ein behutsames Psychogramm der Popsängerin

Zu Beginn erzählt Whitney Houston von einem immer wiederkehrenden Traum. Sie renne im Schlaf vor einem Riesen davon, einem großen Mann. „Meine Mutter sagt: ‚Das ist der Teufel. Er will dich holen. Er will deine Seele.‘ Und irgendwie stimmt das auch. Der Teufel hat schon mehrmals versucht, mich zu holen. Aber er kriegt mich nie“, hören wir sie in einem warmen, kichernden Tonfall erzählen. „Beim Aufwachen bin ich immer erschöpft vom Rennen.“ Es ist die Tonaufnahme eines alten Interviews, dessen seltsam tragische Pointe Regisseur Kevin Macdonald mit Ausschnitten aus dem Video zu „I Wanna Dance With Somebody“ gegensehneidet.

Es sind Bilder einer vor Talent und Unschuld strahlenden Whitney Houston, die sich 1985 mit ihrem Debütalbum und seinen sieben Nummer-eins-Hits ins kollektive Gedächtnis gebrannt hat. Gleich in den ersten Minuten destilliert der Oscar-prämierte Regisseur eine Essenz aus seinem Porträt über die Ausnahmesängerin: Sie ist ein Pop-Superstar von enormer Leuchtkraft, deren Lebensumstände so etwas wie inneren Frieden für die Frau dahinter unerreichbar machten.

Viel ist seit ihrem Tod 2012 in einer Badewanne in Beverly Hills über den Aufstieg und Fall von Whitney Houston geschrieben worden, über die turbulente Ehe mit Bobby Brown, die Drogensucht und das verpfuschte Comeback in den Nullerjahren. Im vergangenen Jahr erst produzierte Nick Broomfield eine Dokumentation für den US-amerikanischen Pay-TV-Sender „Showtime“. Echten Mehrwert hat Macdonalds Film, der bisher nur in Cannes zu sehen war und nun ohne Kinostart direkt auf DVD erscheint, vor allem wegen seiner Zugänge zu Houstons Familie: Sein Blick auf die Sängerin wird von einer opulenten Ansammlung von Zeitzeugen, Archivmaterial und privaten Aufnahmen untermauert.

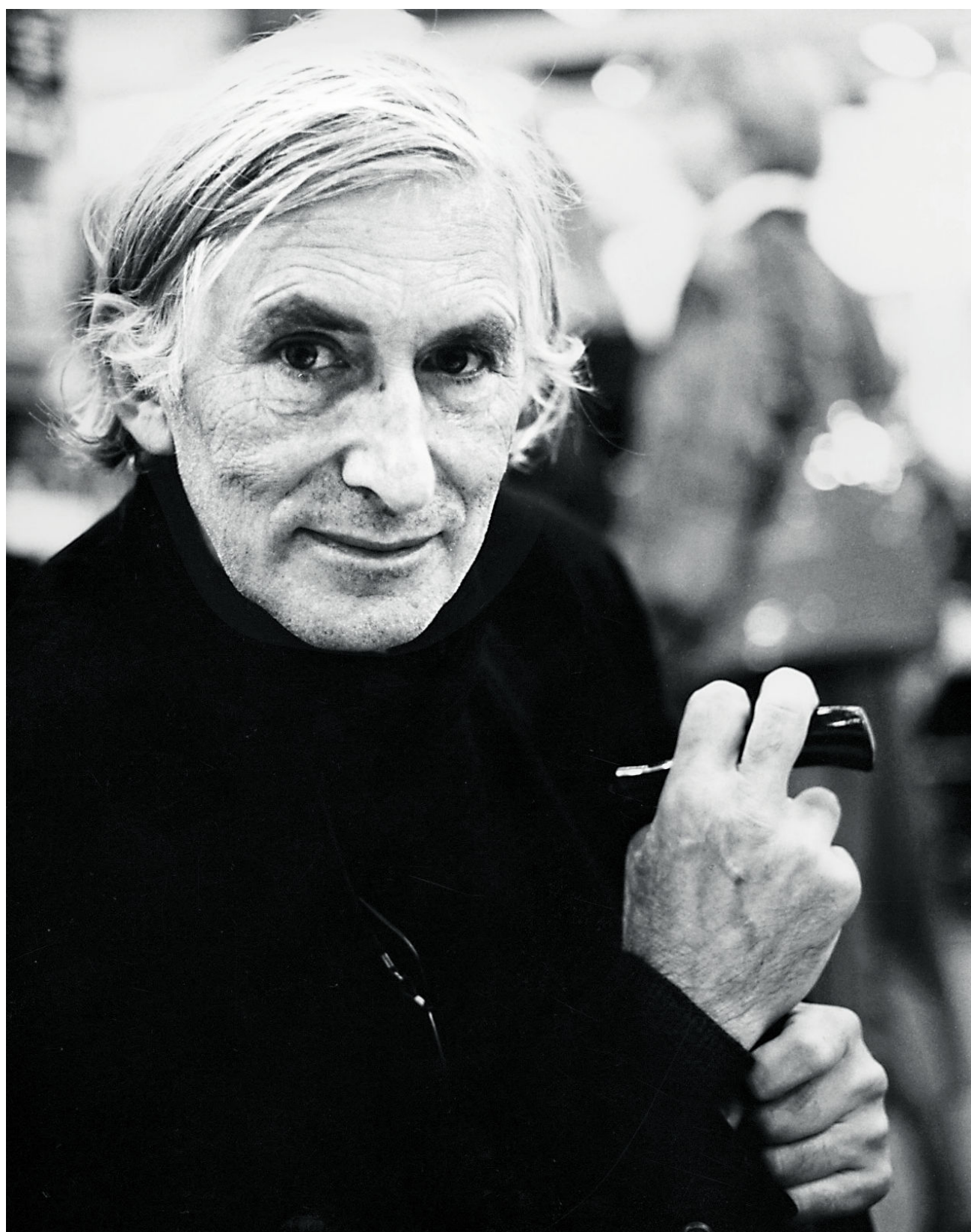
Freunde, Familienmitglieder und Wegbegleiter aus der Musikindustrie mühen sich vor seiner Kamera um ehrliche Erinnerungen an „Nippy“, wie sie genannt wurde. Wenig aufschlussreich bleibt dagegen der Auftritt von Bobby Brown, der sich kühl gegen jede Erwähnung von Drogen in ihrer Ehe verweigert. Mehr als andere ist „Whitney“ deshalb das Porträt einer Familie – einer schwarzen Familie – in Amerika. Macdonald lässt die Zeiten in feibrigen Collagen wiederauferstehen: Nachrichtenbilder, Werbespots, Wahlkampfreden, Straßenszenen und schließlich Bilder der Rasenunruhen 1967 in Newark, wo die Sängerin aufwuchs. Cissy Houston, die Mutter und selbst Sängerin, sitzt in der örtlichen „New Hope Baptist Church“, wo Whitney mit dem Gospelchor ihre ersten Auftritte hatte, und erzählt von ihrer Kindheit. Ihre Brüder beschreiben sie als Wildfang, ein „Tomboy“ sei sie gewesen. Und ein Familienfreund schlägt den Bogen zu ihrem späteren Dilemma: „Ihre Eltern hatten begriffen: Um als Afroamerikanerin in den USA in einem breiten Kulturkreis Erfolg zu haben, musst du dir alle seine Gepflogenheiten, aneignen. Du brauchst ein doppeltes Bewusstsein. Du weißt dann möglicherweise nicht mehr, wer du eigentlich bist. Eine Ergänzung dieser ganzen Sache – oder ist sie eine Ergänzung von dir?“



Der Film behandelt Aufstieg und Fall von Whitney Houston. FOTO: WILD BUNCH

Man merkt Macdonalds Dokumentation die Anstrengung an, behutsam mit dem Leben seiner Protagonistin umzugehen, ohne es zu beschönigen. Er behandelt die wohl auch sexuelle Beziehung zu ihrer engen Vertrauten Robyn Crawford und die Tatsache, dass die Karriere für Vater John wohl in erster Linie ein Familienunternehmen war, ebenso wie die letzten Jahre der Drogensucht und ihrer gnadenlosen Bloßstellung in Boulevard-Bildern oder als Futter für Comedy-Sketches. „Whitney“ gerinnt in dieser Anordnung vieler Einzelaspekte nicht zu einer bloßen Chronik, sondern zu einer Erforschung: Welche Faktoren führten wirklich zur Selbstzerstörung? Tatsächlich gräbt Macdonald am Ende mit einem Kindheitstrauma eine neue, verstörende Antwort darauf aus. Einfach Erklärungen gibt es trotzdem nie: Dass er diese neue Enthüllung eingliedert in ein komplexes Bild aus Herkunft, Sucht, Unsicherheit und kulturellen Konflikten, macht „Whitney“ zu einem behutsamen posthumen Psychogramm. ANNETT SCHEFFEL

Whitney: Seit dem 8. Februar auf DVD und Blu-ray ab 12,80 Euro, als Leihvideo bei Amazon Prime 4,99 Euro



Im Elsass nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der französische Illustrator Tomi Ungerer zum Europäer, in New York zum Star-Autor, in Irland zum Farmer. FOTO: BRIGITTE FRIEDRICH

Erzählen ohne Grenzen

Der Illustrator und Kinderbuchautor Tomi Ungerer ist gestorben

Eigentlich hat Tomi Ungerer mehr als ein Leben geführt: Er wurde 1931 im Elsass geboren, in einer Zeit, die einem künstlerisch begabten und hochsensiblen Kind kaum ein bürgerliches Leben bieten konnte. Der Vater verstarb früh. Er erlebte die Besatzung durch die Deutschen, die Kriegsgewalt und erzählte bis zum Lebensende davon, wie ihn die Nazi-Ideologie geprägt hatte.

Noch 2011 sagte er in einem Interview: „Ich bereue nicht, ein Teil von dieser Erziehung gewesen zu sein. Es war ja nicht meine Schuld. Ganz jung hatte ich aber schon ein Bewusstsein dafür, was Unrecht ist. Ich bin fasziniert, wie sich im Menschen das Böse entwickeln kann.“ Nach Kriegsende begann die Phase der französischen Repatriierung, die Tomi Ungerer zu einem überzeugten Europäer machte, sogar 2000 zu einem Mitglied des Europarates, als „Botschafter für Kindheit und Erziehung“.

Berühmt wurde er in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg als Karikaturist des New Yorker, mit seinen Arbeiten für die Werbung und seinen politischen Kampagnen gegen den Vietnamkrieg, die ihn während der McCarthy-Ära auf die Schwarze Liste der Einwanderungsbehörden brachte. Seine Karikaturen, oft erotische Obsessionen, zum Beispiel in dem Band „Fornicon“, brachten ihm nicht nur in den USA Verbote und empörte feministische Reaktionen ein, die er immer wieder abwehrte: „Ich habe nie Pornografie gemacht, sondern erotische Satire.“

1971 verließ er die USA, um mit seiner Familie, den drei Kindern und seiner Frau als Farmer zu leben, erst in Kanada und dann in Irland. Neben der Viehzucht und Farmarbeit zeichnete er bis zu seinem Lebensende, veröffentlichte auch wieder Bilderbücher und organisierte Ausstellungen. Sein größter Erfolg wurde das „Liederbuch“, ein Beispiel dafür, wie er mit der scheinbar biedermeierlich heiteren Welt hinterhältig spielt, das Grauen inbegriffen.

In seinem Vorwort zu Ungerers „Babylon“ schrieb Friedrich Dürrenmatt: „Tomi Ungerer weiß, dass man sich nicht nur durch das Leben, sondern auch das Zeichen zu listen hat.“ In dem Buch hatte der große Zyniker Ungerer mit seiner diabolischen Gesellschaftskritik wieder einmal die Grenzen von Anstand, Sitte und Moral überschritten. Er schien sie Zeit seines Lebens gar nicht wahrzunehmen.

Es machte ihm höllischen Spaß, als Archivist seine Umgebung zu schockieren, die Provokation war seine Lebensstrategie. Bei einer Tagung für Sozialpädagogen, die vor 20 Jahren in der Internationalen Jugendbibliothek in München stattfand, ging er einmal vor der Moderatorin auf die Knie und bat sie um ein Kind. Das halbe Auditorium flüchtete. Bei einer Begegnung mit ihm, in den 90er-Jahren, gab es nur zwei Möglichkeiten auf seine verbalerotische Begrüßungssatire zu reagieren: Entrostung oder Gegenangriff. Erst dann erzählte Ungerer von seinem Leben in Irland

und seiner Arbeit als Bilderbuchillustrator und politischer, satirischer und erotischer Chronist.

Schon in seiner Jugend galt er als aufsässig und renitent – mit einer früh erkannten künstlerischen Begabung – und gelangte ohne Schul- und Berufsabschluss auf abenteuerlichen Umwegen als Fünfundzwanzigjähriger nach New York.

Fast am Verhungern und verzweifelt wurde ihm das Zeichnen zur Therapie. An-

getrieben von einem unglaublichen Arbeitswillen, der ihn nie verließ, wird sein erstes Bilderbuch, die Schweinegeschichte „Die Mellos gehen fliegen“ gleich ein Erfolg. Doch wie alle seiner Bilderbücher in den USA erfuhr es auch Kritik und Zurückweisung. Seine realistisch-moralische und gleichzeitig subversive Erzählweise, die auch das Grauen darstellte, schien für Kinder nicht geeignet zu sein.

In den Jahren zwischen 1970 und 1980 erschienen seine bekanntesten und erfolgreichsten Bilderbücher. Im „Zauberlehrling“, zusammen mit Barbara Hazen, verwandelt sich Goethes Gedicht in eine turbulente Geschichte, illustriert mit kräftigem buntem Strich. Und weil Persiflage und Ironie untrennbar mit Ungerers Kunst verbunden sind, spielt das Ganze am Rhein.

Er sprach sich immer gegen Heile-Welt-Geschichten für Kinder aus

In „Zeraldas Riese“ besiegt die Kochkunst eines Mädchens einen wilden Menschenfresser. Später werden sie ein glückliches Elternpaar. Aber warum nur betrachtet einer der Söhne mit Messer und Gabel hinter dem Rücken das neue Baby? Mit „Kein Kuss für Mutter“ schrieb und zeichnete Ungerer eine zeitlose Erziehungsge- schichte, lehrreich für den wilden Toby Tatzte und alle überbesorgten, nervenden Mütter.

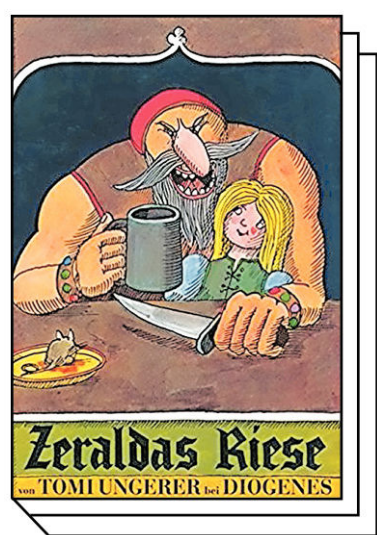
Später, als aufmerksamer Beobachter der Illustratorszene stets auch Kommentator des Betriebs, wandte er sich gegen die Heile-Welt-Darstellungen für Kinder: „Ich habe viele Jahre keine Kinderbücher geschrieben, weil es so viele Titel gibt und eines schlimmer und süßer ist als das andere. Es gibt so viel Puschli-muschi, Fischifaschi“, sagte er 2011 in einem Interview.

Tomi Ungerer wurde mit zahlreichen Preisen geehrt, mit dem „Internationalen Hans-Christian-Andersen-Preis“, mit dem Orden der französischen Ehrenlegion, 2017 mit dem Ehrenpreis des Bayerischen Buchpreises. Doch als größte Auszeichnung empfand er die Errichtung eines eigenen Museums im Zentrum von Straßburg. Der Gedanke an den Tod beschäftigte ihn sein ganzes Leben, die traumatischen Erfahrungen seiner Kindheit verfolgten ihn bis ins Alter.

Schon 1991, nach drei Herzinfarkten und einer schweren Krebskrankung beschrieb er sein Grab: „Ich bin mein ganzes Leben gestanden, also möchte ich auch stehend begraben werden. Mein Grab soll ein Elevator sein: Ein Schacht im Boden, ein Lift mit einer Tür und einer Lücke für meine Augen. Man drückt auf einen Knopf, dann komme ich wieder nach oben und kann über die elssäische Ebene sehen. Das ist die totale Arroganz. Ich bin total arrogant.“ Am Samstag ist Tomi Ungerer im Alter von 87 Jahren in Cork, Irland, gestorben. ROSWITHA BUDEUS-BUDDÉ



Die Verzuckerung der Wirklichkeit für ein junges Publikum war Tomi Ungerers Sache nicht, er zeigte immer auch die Komplexität, den Schrecken der Wirklichkeit: Cover von „Warum bin ich nicht du?“ und „Zeraldas Riese“.



Auch Hass gehört zur Demokratie

Der Historiker Jean-Noël Jeanneney über Macrons Lage nach den französischen Unruhen

INTERVIEW: JOSEPH HANIMANN

Nach den Gelbwesten-Protesten versucht der französische Präsident, die Situation wieder in den Griff zu bekommen. Er tut dies nach seiner Art: mit symbolischen Gesten, vermehrt aber auch durch direkte Begegnung mit den Bürgern durchs Land in Form einer „großen Debatte“. Auftakt zur zweiten Phase seiner Amtszeit, hoffen die einen. Taktisches Palaver, mäkeln andere. Der Historiker Jean-Noël Jeanneney, ehemaliger Direktor der Nationalbibliothek und Autor des 2017 erschienenen Buchs „Le Moment Macron“, erläutert das Geschichtsbild des Präsidenten und die historischen Hintergründe der gegenwärtigen Situation.

SZ: Die bis März laufende „große Debatte“ hat Emmanuel Macron mit einem „Brief an die Franzosen“ eingeleitet, während andere Tweets verschickten und eine Kindersprache sprechen – hilft das weiter?

Jean-Noël Jeanneney: Es hat jedenfalls Tradition in Frankreich. Dessen Präsidenten sprechen gern vom Schreibtisch aus zum Volk. Mitterrand schrieb vor seiner Wiederwahl 1988 einen „Brief an alle Franzosen“. De Gaulle hat seinen Landsleuten zwar keine Briefe geschrieben, wandte sich aber in theatralischen Fernsehansprachen und Pressekonferenzen direkt an sie, in einer

Steueraufstände haben in Frankreich eine lange Tradition

Art gesprochener Schriftsprache. Die Geschichte Frankreichs drehte sich immer wieder um die Frage: Wie soll der Kontakt zwischen Staatsoberhaupt und Bevölkerung sein, direkt oder institutionell vermittelt? Die Dritte und die Vierte Republik hüteten sich vor einer zu direkten Verbindung und begünstigten die institutionellen Zwischenstufen von Parlament und Regierung. Die Fünfte hat den Schwerpunkt wieder stärker auf das unmittelbare Vis-à-vis von Präsident und Bevölkerung verlagert.

Umgekehrt sollen die Franzosen in der „großen Debatte“ nun ihre Beschwerden, Erwartungen, Vorschläge vorbringen. Gibt es auch dafür Präzedenzbeispiele in der Geschichte?

Begonnen hat der Gelbwesten-Protest ja als Auflehnung gegen höhere Benzinabgaben. Steuerrevolten sind seit dem Mittelalter bekannt. Im 14. Jahrhundert erhoben sich die Bauern plündernd und brandschatzend in den „Jacqueries“ gegen die Unerträglichkeit des Adels. Auch die Fronde im 17. Jahrhundert wurde von einer Steuererhöhung ausgelöst, die die nach dem Dreißigjährigen Krieg leere Staatskasse wieder füllen sollte. Und in den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts sammelte der Politiker Pierre Poujade den Groll der kleinen Gewerbetreibenden gegen die Steuern in einer Volksbewegung, dem „Poujadismus“. Manchmal gingen aus diesen spontanen Steuerrevolten aber auch klare Forderungen hervor. Das bekannteste Beispiel sind die „Cahiers de doléances“, die unter der Monarchie vom dritten Stand eingezeichneten Beschwerdekataloge, vorab jener von 1789. Die Französische Revolution hat sich bei den Vorfällen der letzten Wochen im Kollektivbewusstsein als prägendes Beispiel festgesetzt. Nicht die Pariser Commune von 1871, nicht die Revolte von 1968, sondern die Ereignisse von 1789, bis hin zu den Guillotine-Attrappen auf den Verkehrskreuzeln.

Hat nicht genau an dieser Stelle Macrons berühmte Wahlkampf-Maxime „Sowohl als auch“ – vertikale Machtdemonstration und horizontale Direktheit, Hierarchiebewusstsein und Unternehmergeist – versagt?

Ja, sie hat in der Praxis nicht funktioniert. Bei seinem großen Auftritt nach der Wahl im Hof des Louvre, der als ehemaliger Königsplatz, als Standort für Napoleons Triumphbogen und für Mitterrands Glaspyramide immer wieder ein Symbol der Machtdemonstration war, hat man dem Präsidenten seine Doppellöge aus Grandeur und Unkompliziertheit noch erwartungsvoll abgenommen. Nach der allzu „normalen“ Präsidentschaft von Hollande verlangte man in Frankreich nach etwas anderem – wir sind hier nicht in Schweden. Dann entstand aber bald der Eindruck, dieses „Sowohl als auch“ falle ziemlich einseitig aus. Dieser junge Mann, der schwungvoll alle institutionellen Hemmschwellen Frankreichs zu überspringen versprochen, schien plötzlich hoch über den konkreten Problemen und Sorgen der Leute zu schweben. Er regierte an den nationalen, regional und lokal gewählten Volksvertretern vorbei.

Aus politischer Unerfahrenheit? Mag sein. Aber auch aus politischer Unge- duld, aus dem Bewusstsein der Dringlichkeit der Reformen und aus Angst vor dem Zeitverlust durch langes Hin und Her. In diesem jungen Präsidenten steckt ein Hang zur Verwegenheit. Bei den ersten Maßnahmen, etwa der Eisenbahnreform, schien das zu funktionieren. Mit einigen arrogant klingenden Bemerkungen hat Macron dann aber viel verdorben.

Wie erklären Sie sich aber, dass diesem Präsidenten nun plötzlich ein so gealterter Hass entgegenschlägt?

Der Hass gehört leider zur Demokratie, jedenfalls in Frankreich. In dem Moment, wo die Macht aufs Volk übergeht und dieses sich in seinen Delegierten wiedererkennen muss, beginnen Streit und Anwandlungen zum Hass. Auch hier drängt sich die Französische Revolution als Beispiel auf. In den Wutblättern des „Père Duchesne“ wetteiferten die Autoren um die krassen- sten Ausdrücke des Volkszorns. Nicht weniger hasserfüllt war bei der Revolution von 1848 der Blick des Bürgertums aufs Volk. Und während der Pariser Commune 1871 stachen die Bourgeois den Aufständischen mit ihren Regenschirmen die Augen aus. Kaum vorstellbar ist für uns die Hetze der rechtsnationalen Presse gegen den sozialistischen Parteiführer und künftigen Ministerpräsidenten Léon Blum 1935 – dieser „deutsche Jude“ gehöre „erschossen, und zwar von hinten“, wetteuerte Charles Maurras in seinem Blatt. Die Demokratie ist immer auch ein Theater des Hasses. Und je vertikaler die Machtausübung, desto virulenter ist die potenzielle Reaktion. Auf Macrons Vertikalität von oben herab haben die Gelbwesten mit einer Vertikalität von unten geantwortet, ohne Gewerkschaften und sonstige Vermittlungsorganisationen.

Mit dem Argument der affektgetragenen Volksstimmung weisen manche die für die Gelbwesten zentral gewordene Forderung zurück, in Frankreich „staatsbürgerliche Referendumsinitiativen“ einzuführen. Ist das Volk unfähig zur besonnenen politischen Mitgestaltung?

Das Problem ist, dass Referenden oft verknappte Plebiszite sind. Eher als auf eine Sachfrage antwortet man dabei für oder gegen den, der sie vorbringt. Lange Zeit war das Referendum ein Machtinstrument antidemokratischer, dynastischer Regime. Louis Napoléon suchte nach einem für ihn ungünstigen Wahlergebnis im Frühjahr 1870 durch ein Referendum seine Machtposition zu stärken und hatte damit Erfolg. „Wir werden ihm nun einen friedlichen Ruhestand bereiten“, jubelte sein Ministerpräsident Émile Ollivier. Ein paar Wochen später befand sich Frankreich im Krieg gegen Deutschland, und nach der Niederlage kapituliert der Kaiser.

Sie sind also gegen Volksreferenden in der Demokratie?

Auf lokaler Ebene in überschaubaren Situationen halte ich sie für sinnvoll. Soll man aber das Risiko eingehen, dass etwa nach einem grausamen Verbrechen per Referendum die 1981 abgeschaffte Todesstrafe wieder eingeführt wird? Ums Jahr 1908 war Frankreich schon einmal nahe dran, der Todesstrafe ein Ende zu setzen. Der Staatspräsident Armand Fallières war bereit, alle zum Tode Verurteilten zu begnadigen.



Jean-Noël Jeanneney war Professor an der Sciences Po, Präsident von Radio France und hatte verschiedene politische Ämter inne. Bis 2007 war er Präsident der Französi- schen Nationalbibliothek in Paris. FOTO: AFP

Dann geschah ein furchtbarer Mord. Unter dem Druck der öffentlichen Emotion konnte der Präsident die Hinrichtung nicht abwenden, und das Thema war vorerst vom Tisch. So stelle ich mir eine Demokratie nicht vor. Die Verfügungsgewalt liegt beim Volk, soll aber eingebettet sein in institutionelle Gegengewalten, die abrupte Stimmungswandele auffangen. Ich nenne das die „Pneumatik“ der Demokratie: Abfedern, entspannen, ausgleichen.

In der Schweiz funktionieren Referenden seit Langem ...

... und zwar bei Fragen, ob eine Umfah- rungsstraße gebaut oder eine Gemeindefusion vorgenommen werden soll, ganz vor- züglich. Wenn die Frage aber lautet: „Dürfen im Land künftig neue Moscheen entstehen?“, habe ich meine Zweifel. Als Historiker sage ich: Aufwellungen der Volksmeinung sind schlechte Ratgeber.

Was können aber alternativen Mittelungsformen wie das Briefeschreiben und von oben herab ausgerichtete „Debatten“ erreichen gegen den schnelllebigen Meinungs- und Stimmungsaustausch in den sozialen Medien?

Mehr, als man denkt. Frankreich ist immer noch ein Land mit einem gewissen Sinn fürs treffende Wort und für elegante Wen- dungen. Je flüchtiger die Kommunikation ist, desto größer wird das Bedürfnis nach ernsthaften Diskussionen in einer ange- messenen Sprache. In seinem Buch „Révolution“ erwähnt Macron sein persönliches Verhältnis zur französischen Sprache, „die unsere ganze Geschichte mit sich führt und uns eint“, seit Franz I. im 16. Jahrhun- dert die geniale Idee gehabt habe, das Reich auf sie zu bauen und nicht auf Ab- stammung oder bloß politisches Kalkül. Ich denke, die Gelbwesten tragen ihm eher nach, dass er sie durch sein Verhalten an jener Selbstgewissheit des sozialen und sym- bolischen Zusammenhalts zu wenig teilha- ben ließ.